



Bernhard Faller, Prof. Dr. Claus-C. Wiegandt

Die geschenkte Stadt

Mäzenatentum in der deutschen Stadtentwicklung



Gaius Cilnius Maecenas (um 70 bis 8 v. Chr.) hat als römischer Bürger und Vertrauter von Kaiser Augustus insbesondere Dichter wie Vergil oder Horaz unterstützt. Damit ist er zum Namenspatron einer primär kulturell orientierten Elitenphilanthropie geworden. Aber auch für andere Belange des Gemeinwesens haben sich wohlhabende Bürger mit ihrem privaten Vermögen immer wieder engagiert. Die Intensität dieses Engagements ist über die unterschiedlichen historischen Phasen allerdings nicht konstant. So kann man in Deutschland aktuell erneut eine kräftige Zunahme des philanthropischen Engagements beobachten. In dem Projekt „Die geschenkte Stadt – Mäzenatentum in der deutschen Stadtentwicklung“ wird an der Universität Bonn untersucht, inwieweit dieses neue philanthropische Engagement heute noch den Städten zugutekommt. Interessant ist in diesem Zusammenhang, ob sich im Vergleich zwischen deutschen Städten unterschiedliche Intensitäten beobachten lassen und wie diese gegebenenfalls zu erklären sind.

Im Ergebnis des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes soll u.a. sichtbar werden, wie mäzenatisches und öffentliches Engagement in den Städten produktiv verzahnt und wie ein möglicherweise erforderlicher Interessenabgleich organisiert werden kann. Der vorliegende Artikel präsentiert erste Zwischenergebnisse des auf insgesamt drei Jahre Laufzeit angelegten Projekts.

Von der Egoismus- zur Altruismusgesellschaft?

Im Sommer des Jahres 2010 haben Bill Gates, Warren Buffett und andere amerikanische Milliardäre Aufsehen mit der Zusage erregt, große Teile ihres Vermögens für gesellschaftliche Aufgaben zur Verfügung zu stellen („giving pledge“). Dies hat auch in Deutschland eine intensive Debatte ausgelöst. Nahezu alle Sender und Zeitungen haben sich mehrfach mit diesem Thema beschäftigt. Meist ging es dabei um die (eigentlich schnell zu verneinende) Frage, ob das freiwillige Engagement der Vermögenselite eine verlässliche Größe zur Finanzierung öffentlicher Aufgaben ist. Selbst wenn es verlässlich wäre, muss man wohl eingestehen, dass der freiwillige Beitrag der Superreichen vom zu erwartenden Volumen keine ernsthaft mit dem Staatshaushalt konkurrierende Größe sein kann.

Die große öffentliche Resonanz auf „giving pledge“ ist insofern ein Zeichen der Zeit, als dass spätestens seit der Finanzkrise auch in einer breiten Öffentlichkeit wieder über die alte Frage diskutiert wird, wie viel Egoismus eine Gesellschaft verträgt und wie viel Altruismus als gesellschaftlicher Kitt notwendig ist. Dies verbindet sich vielfach mit der noch älteren Frage, ob der Mensch von Natur aus ein Egoist ist oder ob er von Natur aus – über den engeren Familienkreis hinaus – auch an andere

denkt¹. Deutlich wird dabei, dass Egoismus immer weniger als gesellschaftlich funktional anerkannt und damit auch moralisch weiter diskreditiert wird.

Dieser nun in der öffentlichen Debatte ankommende Umschwung wird seit Jahren von unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen genährt. In den Gesellschaftswissenschaften hat der Begriff der Zivilgesellschaft eine rasante Verbreitung und intensive Diskussion erfahren (Adloff 2010 u. 2010b, Evers 2010). Dies ist explizit oder implizit mit der Einschätzung verbunden, dass zivile Verhaltensstandards (Freundlichkeit, Kooperationswillen etc.) für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und die gesellschaftliche Entwicklung eine zentrale, mindestens aber eine kritische Größe sind. Auch in den Wirtschaftswissenschaften macht sich ausgehend von der experimentellen Ökonomie ein neues Menschenbild breit. Statt des stets rationalen, Nutzen maximierenden „Homo Oeconomicus“ taucht auch hier das Bild des „Homo Reciprocans“ (Falk 2001) auf. Dabei wird deutlich, dass nicht nur der eigene Vorteil zählt, sondern Fairness und Vertrauen zentrale Kategorien menschlichen Handelns sind und deren Beachtung „sogar“ ökonomisch funktional sein kann. Auch die Neurowissenschaften zeigen, dass der Mensch eine fest verankerte Begaubung zur Empathie und darauf beruhenden Kooperation hat.²

¹ Auf ein breites Publikum zielen z. B. die kürzlich erschienenen Bücher „Die Kunst kein Egoist zu sein: Warum wir gerne gut sein wollen und was uns davon abhält“ vom Bestsellerautor Richard David Precht sowie das neue Buch des Wissenschaftsjournalisten Stefan Klein „Der Sinn des Gebens. Warum Selbstlosigkeit in der Evolution siegt und wir mit Egoismus nicht weiterkommen“. Auch die „Wirtschaftswoche“ beschäftigt sich in ihrer Ausgabe vom 25.10.2010 (S. 80 bis 84) mit diesem Thema.

² Wichtige Ergebnisse der neurowissenschaftlichen Forschung werden leicht verständlich von Stefan Klein (2010) aufbereitet. In einen philosophischen Kontext werden die neurowissenschaftlichen Forschungen u. a. von Thomas Metzinger (2010) gestellt und interpretiert.



Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse verwundert es nicht, dass Mäzene und Philanthropen immer wieder auf zwei zentrale Bezugspunkte ihres Engagements hinweisen. Einmal geht es darum, den Mitmenschen – ggf. selbst erfahrenes – Leid zu ersparen. Zum anderen artikulieren Mäzene und Philanthropen, dass sie aus Dankbarkeit der Gesellschaft gegenüber „etwas zurückgeben“ wollen (Timmer 2006, Jacobi 2009). Studien aus einer historischen bzw. kunsthistorischen Perspektive belegen, dass sich derartiges Engagement in hohem Maße in den Städten findet. Städte waren schon immer der „primäre Raum bürgerlichen Mäzenatentums“ (Kocka/Frey 1998, S. 12). Da sich die Lebensbezüge der Elite inzwischen aber vom Lokalen lösen und immer mehr in eine globalisierte Gesellschaft eingebettet sind, ist es nicht selbstverständlich, dass die Philanthropie heute noch in nennenswertem Maße den Städten und der Stadtentwicklung zugutekommt.

Stadt als Bezugsrahmen mäzenatischen Engagements

Ökonomisch handelt es sich bei der philanthropischen Betätigung um eine Gabe oder ein Geschenk, durch die sich „beim Geber eine Verringerung des Vermögens und beim Empfänger eine Erhöhung des Vermögens einstellt“ (Adloff 2010b, S. 13). Nicht der – ggf. über den Markt vermittelte – Tausch, sondern der von einem privaten Geber ausgehende Vermögenstransfer steht im Mittelpunkt. Auch eine Spende ist in diesem Kontext zu sehen. Allerdings erstreckt sich das Spenden über alle sozialen Schichten hinweg und ist insofern nicht durchgängig in den Bereich des Mäzenatentums oder der Elitenphilanthropie einzuordnen. Vom mäzenatischen Engagement deutlich zu unterscheiden ist das Sponsoring, denn hier ist eine Leistung an eine klar definierte Gegenleistung gekoppelt.

Die meisten heute mit der Philanthropie befassten Wissenschaftler beschreiben sie – vor allem unter Bezug auf die Arbeiten von Marcel Mauss (1968) – nicht als vollständig uneigennützig. Die Gabe wird mehr als eine Art Investition in soziale Beziehungen beschrieben. Sie ist eingebettet in ein wechselseitiges Geflecht von Erwartungen in Form von Gegengaben, Anerkennung und gegenseitigem Vertrauensaufbau. Wer eine gedankliche Parallele zum individuellen Schenken von Person zu Person zieht, kann dies leicht nachvollziehen. Die in vielen modernen Denkmodellen verankerte Dichotomie, nach der eine Handlung entweder vollständig eigennützig oder komplett uneigennützig ist, ist offenbar unangebracht.

Das alltagsweltliche Vorstellungsbild vom Schenken passt jedoch nicht ohne weiteres zum hier behandelten Gegenstand. Ein Kennzeichen des Mäzenatentums ist eine gewisse Asymmetrie zwischen Geber und Empfänger. Der Mäzen kann keine Erwartung an eine gleichwertige Gegengabe aufbauen. Ferner richtet sich der Mäzen mit seiner Gabe selten an eine konkrete Person. Der Adressat des Mäzenatentums ist die Gemeinschaft und damit eine vergleichsweise abstrakte Größe.

Dennoch kann man wohl davon ausgehen, dass die Entfaltung der altruistischen Neigung beim Mäzen von einer gewissen Wechselseitigkeit (Reziprozität), von Vertrauen, Empathie und erlebter Fairness geprägt ist. Dann ist mit Blick auf das städtische Mäzenatentum zu fragen: Wie kann die Stadt als institutionell verfasste lokale Gemeinschaft ein guter „Counterpart“ für wechselseitigen Vertrauensaufbau und gestärkte Empathie werden? Welche Charakteristika machen die Stadt zu einem geeigneten biografischen Bezugsrahmen mit hohem Identifikationswert? Städte, die mäzenatisches Engagement motivieren und produktiv einbinden wollen, tun wahrscheinlich gut daran, hierauf jeweils mit Blick auf diese besondere Zielgruppe eigene Antworten zu finden³.

Stiftungsboom: Ernte dauerhafter Prosperität

Die vermehrte Aufmerksamkeit gegenüber zivilgesellschaftlichem und insbesondere philanthropischem Engagement ist nicht allein eine Folge eines scheinbar (fiskalisch) überforderten Staates. Nimmt man die Stiftungen als wichtigste institutionelle Form des mäzenatischen Handelns, zieht allein der sichtbare Stiftungsboom eine hohe Aufmerksamkeit nach sich. Nachdem die historische Stiftungslandschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts durch Weltwirtschaftskrise und Enteignungen der Nationalsozialisten (insbesondere der jüdischen Vermögen) kräftig dezimiert wurde, war der Neuanfang nach

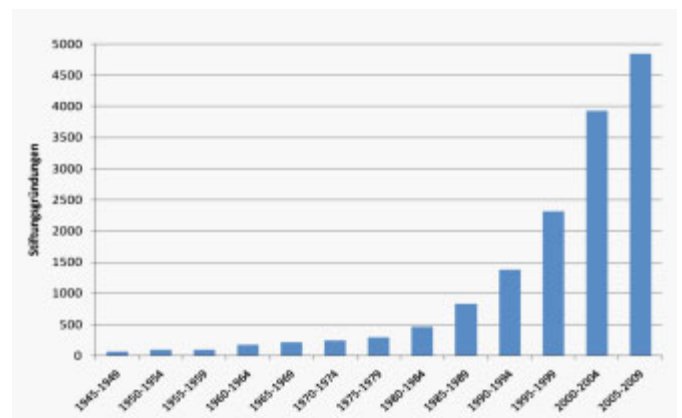


Abb. 1: Stiftungsgründungen in Deutschland nach 1945

dem Zweiten Weltkrieg zaghaft. Über Jahrzehnte hinweg gab es nur wenige Neugründungen. Selbst in der ersten Hälfte der 1980er Jahre blieb die Zahl unter 100 Gründungen pro Jahr. Danach folgte ein Boom, der im Fünfjahreszeitraum zwischen 2005 bis 2009 zu jährlich fast 1.000 Neugründungen führte⁴. So ist die Zahl der beim Bundesverband erfassten Stiftungen

³ Stephan Articus, Hauptgeschäftsführer des Deutschen Städtetags, spricht davon, u. a. durch „Foren des Dialogs“ mit potenziellen Stiftern eine „Anerkennungskultur“ aufzubauen und verbindet damit die Erwartung, dass die „soziale Rendite einer Anerkennung“ für die Stifter bedeutsamer ist als finanzielle Renditeerwartungen (Bundesverband der Stiftungen 2010, S. 69).

⁴ Durch die Finanzkrise verursacht haben die Jahre 2008 und 2009 nicht mehr den Gründungshöchstwert von 2007 erreicht.



seit 1989 von knapp 5.000 auf heute über 17.000 emporgeschwungen. Davon verfolgen nur 4% privatnützige Zwecke (Bundesverband Deutscher Stiftungen 2010, S. 97)⁵.

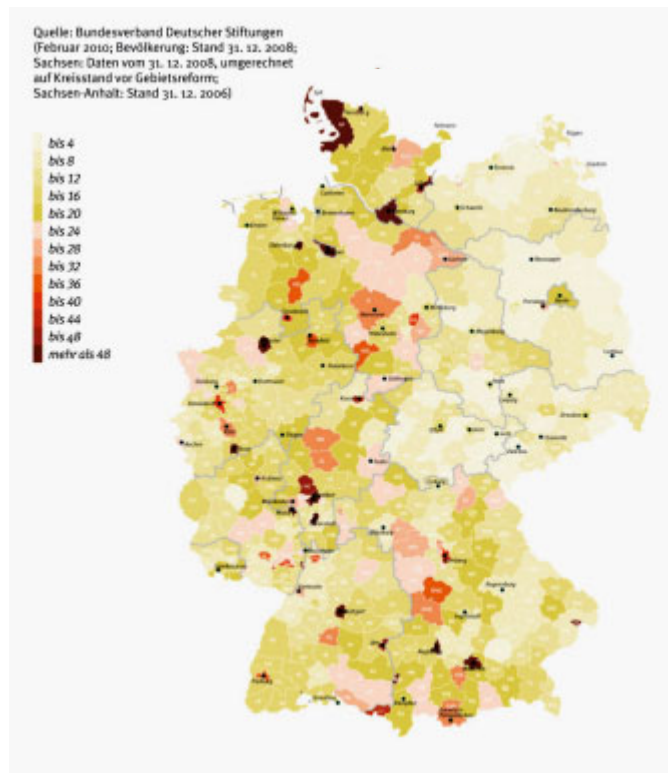


Abb. 2: Stiftungsdichte (Stiftungen je 1.000 Einwohner)

Dieses starke Wachstum der Stiftungslandschaft kommt den deutschen Städten und Regionen jedoch nicht gleichmäßig zugute. Seit jeher ist das Stiftungswesen eng an die Städte gebunden. Denn in den Städten konzentriert sich sowohl das wirtschaftliche Leben (Entstehungsseite) als auch das kulturelle, wissenschaftliche und soziale Leben (Verwendungsseite). Auch zwischen den Städten gibt es – ausgehend vom Indikator der Stiftungsdichte – offenbar erhebliche Unterschiede. Die Top-Ten-Städte weisen zwischen 50 und 70 Stiftungen pro 1.000 Einwohner auf. Hierunter finden sich Städte wie etwa Würzburg, Frankfurt/M., Hamburg oder Mainz. Eine geringe Stiftungsdichte findet man in ostdeutschen Städten (etwa in Chemnitz, Cottbus oder Gera) sowie in den Industriestädten des Westens (Gelsenkirchen, Herne, Oberhausen). Die Werte bleiben hier deutlich unter 10 Stiftungen pro 1.000 Einwohner.

Gerade die Spitzengruppe macht deutlich, dass eine hohe Stiftungsdichte nicht gleichbedeutend mit einem hohen philanthropischen Engagement der Elite für ihre Stadt ist. Denn ein nicht unerheblicher Teil der Stiftungen orientiert sich in der Standortwahl an vorhandenen überörtlichen Einrichtungen. Angelagert an starke Universitäten und deren medizinische Fakultäten oder an Behördenschwerpunkte im Bereich

⁵ Nicht erfasst werden insbesondere die oftmals kleinen Treuhandstiftungen (ca. 20.000) und die kirchlichen Stiftungen (ca. 30.000).

Umwelt, Gesundheit sowie internationale Zusammenarbeit entstehen hier zum Teil hohe Stiftungsdichten, die weder in ihren Kapitalzuflüssen noch in ihrer Kapitalverwendung einen lokalen Charakter haben. Insofern ergeben sich gerade in der Spitzengruppe Abweichungen zu unseren eigenen Befragungen (siehe das folgende Kapitel).

Einschätzungen der Großstädte zur Relevanz des Themas

In einer sehr einfach gehaltenen Befragung haben wir die Großstädte in Deutschland (und parallel alle Städte in NRW) nach ihrer Einschätzung zur Bedeutung des Themas gefragt. Bei aller Vorsicht in der Interpretation⁶ lassen unsere Befragungsergebnisse dennoch einige Schlüsse zu:

- Der hohe Rücklauf (56% Großstädte bundesweit; 38% aller Städte in NRW) und die vielfach damit verbundenen Rückfragen aus den Städten lassen erkennen, dass die Relevanz des Themas als sehr hoch bewertet wird. Dabei werden Mäzene in Kenntnis der Motive und Interessen mehrheitlich nicht als Lückenbüßer für überforderte Kommunalhaushalte angesehen. Vielmehr wird hier in dem Bewusstsein agiert, dass sie öffentliches Handeln in manchen Bereichen sinnvoll ergänzen können.
- Die hohe Wertschätzung des philanthropischen Engagements drückt sich auch in den quantitativen Ergebnissen aus. Ungefähr zwei Drittel der Befragten sehen das Mäzenatentum für ihre Stadt in einer historischen Kontinuität (s. Abb. 3). Nur 13% der Befragten sehen weder eine historische noch eine aktuelle Bedeutung.
- Kaum überraschend ist die sektorale Verteilung des Engagements. „Kunst und Kultur“ bilden die Spitze, gefolgt von der Kategorie „historisches Erbe und Denkmalpflege“. Aber auch die Bereiche „Soziales und Integration“ sowie „Bildung“ finden Beachtung. Die Reihenfolge sagt allerdings wenig über die Höhe des finanziellen Engagements aus.

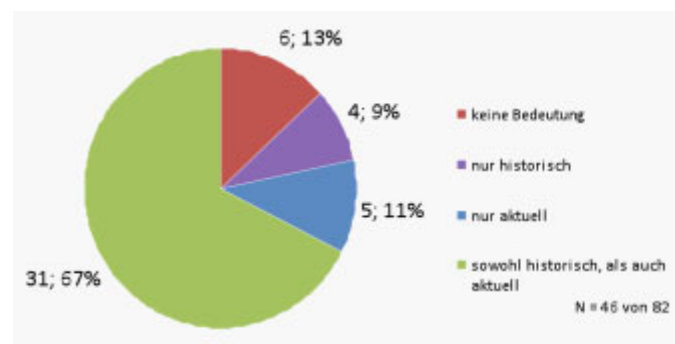


Abb. 3: Einschätzungen zur Bedeutung des Mäzenatentums in den deutschen Großstädten (> 100.000 EW)

⁶ In der Regel existiert in den Städten keine klar geregelte Zuständigkeit für dieses Thema. Angeschrieben wurden deswegen die Oberbürgermeister, ohne jeweils kontrollieren zu können, durch welche Dienststelle und mit welcher Expertise die Fragen dann beantwortet wurden.

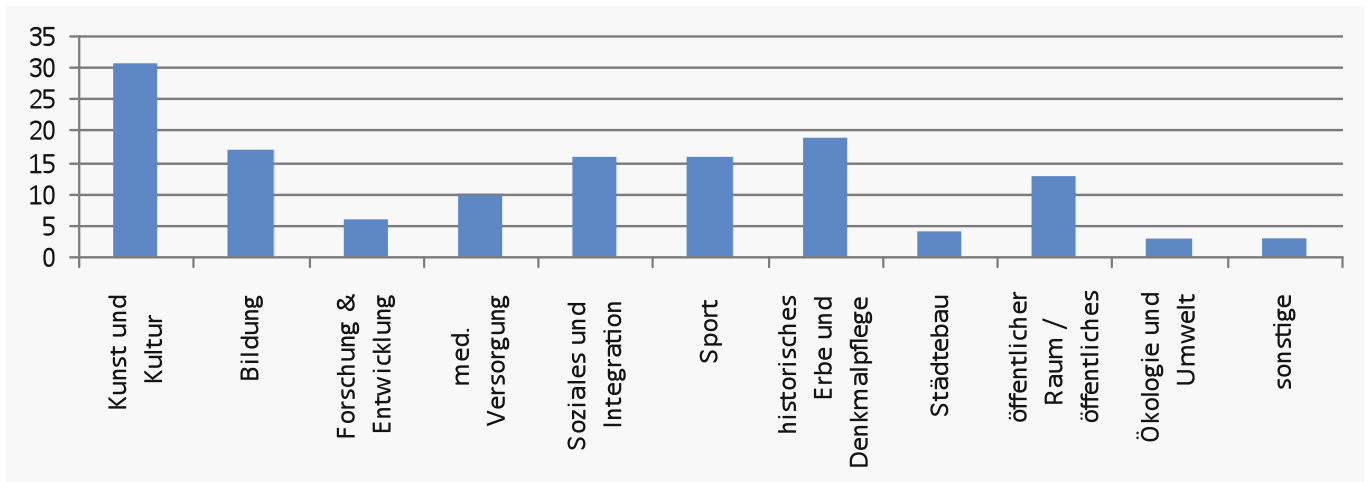


Abb. 4: Einschätzungen zu Engagementbereichen von Mäzenen in den deutschen Großstädten (> 100.000 EW)

Auch bei dieser Befragung gilt, dass die am Thema interessierten und mit dem Mäzenatentum in irgendeiner Weise befassten Städte eine spürbar erhöhte Antwortbereitschaft haben und von daher das in den Ergebnissen zum Ausdruck kommende Bild positiv überzeichnet ist. Bei genauer Betrachtung wird zudem deutlich, dass einzelne Städte auf Kleinprojekte mit einem Fördervolumen von wenigen Tausend Euro verweisen und andere Projekte nennen, hinter denen sich ein privates Engagement in Millionenhöhe verbirgt. So werden erste Muster einer ganz unterschiedlichen Intensität des philanthropischen Engagements in den Städten erkennbar. Im weiteren Verlauf der Analysen wird es darauf ankommen, diese Muster weiter zu erkunden und ihre Ursachen verständlich zu machen.

Hamburg: Hauptstadt der Mäzene

Die Freie und Hansestadt Hamburg gilt heute als eine Hochburg des Mäzenatentums in Deutschland. Große Stifterpersönlichkeiten wie Gerd Bucerius, das Ehepaar Greve, Kurt A. Körber, Werner Otto oder Alfred Töpfer – um nur einige zu nennen – sind mit ihren jeweiligen Stiftungen eng mit der Entwicklung der Hansestadt verbunden. Die Stadt bezeichnet sich auf der Webseite ihrer Justizbehörde selbst nicht ohne Stolz als die deutsche Stiftungshauptstadt. Über 1.100 Stiftungen werden hier bei einem eigenen Amt für Stiftungsangelegenheiten in einer speziellen Stiftungsdatenbank geführt. In diesem Amt wird auch die Gründung von privaten Stiftungen in Hamburg ausdrücklich durch Politik und Verwaltung gefördert. In Stiftungsangelegenheiten wird der Stadt deshalb auch eine hohe Kooperationsbereitschaft zwischen Bürgern und Staat bescheinigt (Lucks 2003, S. 23).

Hamburg gilt als eine der reichsten Städte Deutschlands. 6.000 Millionäre wurden in der Stadt gezählt (Lucks 2003, S. 14), von denen sich einige in den über 1.100 Stiftungen für das Gemeinwesen der Stadt engagieren. Das Vermögen aller hamburgischen Stiftungen wird heute auf über 7 Mrd. Euro geschätzt, wobei die Bereiche Wissenschaft und Forschung

sowie Soziales den größten Teil des Stiftungsvermögens ausmachen. Aber auch in den Bereichen Gesundheitswesen, Kunst und Kultur, Ausbildung sowie Umwelt und Naturschutz engagieren sich die Hamburger Stiftungen heute für die Stadt.

Hamburg hat eine lange Tradition im Stiftungswesen. Schon im Mittelalter haben die privaten Akteure in der damals bereits reichen Handelsstadt eine besondere Rolle gespielt (Loose 2003). Das Unternehmertum aus Reedern und Kaufleuten, das in seinen Geschäften ein großes Vermögen gebildet hatte, hat sich schon sehr früh um die sozialen und kulturellen Belange der Stadt gekümmert. Aufgaben, die später der Staat übernehmen sollte, wurden hier bereits im Mittelalter von privaten Akteuren übernommen. Mit der Wiederbelebung des Stif-



Abb. 5: Hanse- und Handelstradition: im Stadtbild Hamburgs vielerorts erkennbar (Foto: Kerstin Rietz)

tungswesens im 19. Jahrhundert setzte sich diese alte Tradition fort. Die rund 100 Wohnstiftungsgebäude, die zwischen 1825 und 1914 entstanden, belegen den besonderen Stellenwert des privaten Mäzenatentums auch in dieser Zeit (Eissenhauer 1987). Schließlich sind auch in der jüngeren Zeit zahlreiche neue Stiftungen hinzugekommen. Als bekannte Beispiele



können die verschiedenen Stiftungen der Familie Otto oder auch die Stiftung des Ehepaars Greve dienen. Es gibt in Hamburg eine Grundstimmung in der Stadtgesellschaft, durch die sich die reichen Bürger der Stadt für ein finanzielles Engagement für ihr „geliebtes Hamburg“ anstecken lassen.

So wird in Hamburg ein starker Gemeinsinn gesehen, eine Verpflichtung gegenüber dem Gemeinwesen, das in dieser Stadt besonders ausgeprägt ist. Es ist vom „hanseatischem Geist“ die Rede (Lucks 2003, S. 22), der sich durch eine „merkantile Geisteshaltung, Solidität, eine gewisse Reserviertheit oder vornehme Zurückhaltung“ (a.a.O.) auszeichnet. Dadurch entsteht eine Grundstimmung in dieser Stadt, die durchaus auch auf reiche Hamburger ansteckend wirkt, die nicht aus dieser Tradition stammen und erst in jüngerer Zeit zu einem gewissen Reichtum in der Stadt gekommen sind.

Stiftungen des bürgerlichen Rechts sind auch in verschiedenen herausgehobenen Projekten aktiv, die heute für die Hamburger Stadtentwicklung bedeutsam sind. Zwei Beispiele sollen dies im Weiteren zeigen. Im ersten Beispiel geht es um die Gestaltung öffentlicher Räume. Die besondere Verbundenheit mit der Heimatstadt zeigt sich beispielsweise in der Neugestaltung des Jungfernstiegs, an der sich der Unternehmer Werner Otto mit 5 Mio. Euro beteiligt hat. In einer Kooperation zwischen der Stadt und der Stiftung „Lebendige Stadt“ wurde die Umgestaltung des prominenten Ortes durch einen internationalen Wettbewerb vorbereitet (Heinemann 2003). Mit insgesamt 7,5 Mio. Euro stammt fast die Hälfte der 16 Mio. Euro teuren Umgestaltung dieser Flaniermeile an der Binnenalster aus privaten Spenden. Die im Jahr 2006 fertiggestellte Neugestaltung kann als ein neues Finanzierungsmodell für die Gestaltung öffentlicher Räume gewertet werden, das Einfluss auf die Entwicklung der Business Improvement Districts in Hamburg gehabt hat und auch an anderen Stellen die Zusammenarbeit zwischen privaten und öffentlichen Akteuren befördert hat.

Ein zweites Beispiel sind die sogenannten Universitätsflügelbauten, für die sich der Immobilienkaufmann Greve finanziell engagiert hat. In einem Bereich, in dem an vielen anderen Orten in Deutschland der Staat die Finanzierung übernehmen muss, hat hier die private Stiftung Mitte der 1990er Jahre ein Bauvorhaben in einer Größenordnung von 70 Mio. DM übernommen. Dabei kam es zum Konflikt über die Gestaltung dieser Bauten. Der Mäzen hatte einen Architektenwettbewerb zu diesem Vorhaben verhindert und seinen eigenen Architekten durchgesetzt. Es ging ihm dabei darum, die Kontrolle über die Verwendung der Spende zu behalten (Rauterberg 2003). Das Vertrauen in Wettbewerbe, die die öffentliche Hand zur Qualifizierung von Bauvorhaben einsetzt, war nicht vorhanden. Das Beispiel zeigt, dass die Interessen der Mäzene und die öffentlichen Interessen nicht immer konform und aufeinander abzustimmen sind.

Wuppertal: Gefährdete Tradition

Während Hamburg wohl zu den reichsten Städten Deutschlands zählt, ist Wuppertal in den letzten Jahren eher zum Sinnbild für Schrumpfung und kommunale Armut geworden. Die Stadt ringt mit Arbeitsplatz- und Einwohnerverlusten und kämpft um den Fortbestand ihrer kulturellen und sozialen Einrichtungen. Auch wenn Wuppertal in nennenswertem Umfang von attraktiven Gründerzeitensembles geprägt ist, leidet das Erscheinungsbild der Stadt unter der privaten und öffentlichen Investitionsschwäche. Viele der heute bedrohten kulturellen und sozialen Einrichtungen sind in ihrer Entstehung privaten Initiativen und einer privaten Finanzierung an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert zu verdanken. Die hierin angelegte Tradition des privaten Engagements für öffentliche Belange wirkt nach Einschätzungen unterschiedlicher Gesprächspartner offenbar bis heute fort.



Abb. 6: Das Viadukt der Nordbahntrasse im Wuppertaler Stadtgebiet (Foto: Atamari)

Der Kreis der Wuppertaler Mäzene wird heute von Kennern der „Szene“ auf ca. 60 bis 70 Personen und Familien geschätzt. Ein herausragendes aktuelles Projekt ist die Aktivierung der stillgelegten Nordbahntrasse als Fuß- und Radweg (ehemalige Bahnlinie). Ausgangspunkt war eine private Initiative. In finanzieller Hinsicht hatte die Jackstädt-Stiftung eine entscheidende Bedeutung. Mit 1 Mio. Euro hat sie den Grundstock für weitere private Kapitalzuflüsse gelegt. Insgesamt wurden so fast 3 Mio. Euro aufgebracht. Dieses hohe private Engagement war zusammen mit einem überzeugenden Konzept die Grundlage für einen breiten politischen Konsens zum Projekt und eine daran anschließende Förderung durch das Land NRW. Die 3 Mio. Euro wurden als 10%iger kommunaler Eigenanteil für das auf insgesamt ca. 28 Mio. Euro veranschlagte Projekt anerkannt.

Auch in vielen weiteren Projekten sind private Mäzene in Wuppertal ausschlaggebend für die Realisierung. Hierzu zählen in den letzten Jahren die Sanierung der Stadthalle und der Schwimmoper, der Bau eines Kinderhospizes, der Umbau



der Immanuelkirche in ein Kulturzentrum und nicht zuletzt der Aufbau der Junioruniversität. Wie auch bei der Nordbahntrasse sind es vielfach Mäzene, die eine Initiatorrolle für die Mobilisierung von weiteren kleineren Spenden haben. Vielfach tragen die privaten Gelder dazu bei, dass notwendige Sanierungen in einem qualitativ befriedigenden Niveau durchgeführt werden können. Die Stadt wäre nach eigener Einschätzung hierzu kaum noch in der Lage und müsste sich vielfach darauf beschränken, das rechtlich und technisch Notwendige zu tun.

Das Wuppertaler Mäzenatentum wird vor allem mit der sehr frühen Industrialisierung in Verbindung gebracht. Nicht die Großbetriebe der Kohle- und Stahlindustrie und die mit ihr verbundenen „Schlotbarone“, sondern ein breites mit dem Manufakturwesen verbundenes unternehmerisch sowie kaufmännisch geprägtes Besitzbürgertum prägen die Wirtschaftsgeschichte. Die rasante Urbanisierung der damaligen Städte Barmen und Elberfeld und die mit ihr verbundenen Herausforderungen waren ab dem frühen 19. Jahrhundert zu einer Zeit zu bewältigen, als es weder einen leistungsfähigen Staat noch starke sozial-karitative Vereinigungen gab. Sowohl die Armenfürsorge als auch der Aufbau eines städtischen Kulturlebens lagen primär in der Hand der wohlhabenden Bürger. Eine über private und betriebliche Belange hinausreichende Verantwortung für die Stadt war so einerseits notwendig sowie andererseits weltanschaulich-religiös geboten. Wenn heute von „altem“ Vermögen und damit verbundenen Familientraditionen die Rede ist, verbindet sich dies mit der Vorstellung, dass diese Traditionslinien bis heute wirksam sind.

Die Dominanz der „alten“ Vermögen offenbart zugleich, dass es sich um eine gefährdete Tradition handelt. Die jüngere Wirtschaftsentwicklung ist eher vom Niedergang geprägt. Zu wenig „junge“ Vermögen wachsen nach. Die Erbengeneration mancher Familienunternehmen wohnt längst nicht mehr in Wuppertal und richtet ihr Engagement bisweilen auf andere Ziele aus. Das Familieneigentum am Betrieb wurde in einigen Fällen aufgegeben, so dass hier heute der Kapitalmarkt mit wenig Empathie für die Belange der Stadt regiert. Nicht zuletzt leidet im zähen Ringen gegen den Niedergang der Stolz der ehemaligen Bürgerstadt. Wenn die Identifikation mit der „geliebten Heimatstadt“ eine Quelle des lokalen Mäzenatentums ist, können auch solche Entwicklungen nicht ohne Folgen bleiben. Die Stadt Wuppertal hat offenbar erkannt, dass zivilgesellschaftliches Engagement und mit ihm die Elitenphilanthropie kritische Größen zur Stabilisierung der Stadt geworden sind und bemüht sich, durch verschiedene Praktiken eine Art „Anerkennungskultur“ aufzubauen.

Stadtspezifika des Mäzenatentums

Die Beschäftigung mit Hamburg, Wuppertal und weiteren Städten lassen in Verbindung mit anderen Ergebnissen deutliche Unterschiede im Stellenwert der Elitenphilanthropie zwi-

schen den deutschen Städten erkennen. Zur Erklärung gibt es keine Monokausalität. Eigene Traditionslinien und Stadtspezifika mischen sich in jeder Stadt auf eine andere Art und Weise. Erste Muster lassen sich dennoch herauslesen.

Bis heute wirksame historische Traditionslinien

Städtisches Mäzenatentum mag im Einzelfall durch starke persönliche Motive geprägt sein. Ob die Elitenphilanthropie insgesamt in einer Stadt einen hohen Stellenwert erreicht, hat jedoch vor allem mit dem Selbstverständnis der lokalen Wirtschafts- und Vermögenselite zu tun und ist insofern sehr stark durch historische Traditionslinien in der Stadt bestimmt. Diese historischen Bezüge sind nicht nur wichtig, weil große Vermögen in längeren Phasen aufgebaut werden müssen und so oft erst die Erbengeneration die Neigung zur Philanthropie entwickelt. Mindestens ebenso wichtig ist, dass dieses Selbstverständnis als Geisteshaltung nicht über Nacht entsteht. Es entfaltet sich in längeren Fristen und ist in die städtischen Lebens- und Wirtschaftsbedingungen eingebettet, wird gebündelt in der gegenseitigen Bestärkung der Elite, sich für das Gemeinwohl zu engagieren, und hat schließlich als Familientradition ein dynastisches Element.

Unter den Erklärungsfaktoren für heutiges Mäzenatentum in den Städten scheint die politische Historie der Stadt ein wichtiger Faktor zu sein. Die ehemaligen Fürstenstädte können offenbar weniger historisch gewachsenes Bürgerbewusstsein mobilisieren, als dies in ehemals freien Bürgerstädten der Fall ist. Die Fürstenstadt hat als staatliche Repräsentanz mit höfischem Charakter regelmäßig eine landesherrliche Förderung von Kunst und Kultur mit sich gebracht. Bürgerliches Mäzenatentum verbindet sich unter diesen Bedingungen stark mit dem Motiv, Zugang zum Hof zu erhalten. Die wohlhabenden Bürger einer freien Reichsstadt dürften weniger von Statussorgen und mehr von echter Verantwortung für das Gemeinwesen angetrieben worden sein. Die Einheit von Wirtschaftselite und politischer Elite und die damit verbundene wechselseitige Interessenwahrung war eher eine Normalität der freien Bürgerstadt.

Während die Gründung und Entwicklung von Fürstenstädten mit militärischen und politischen Motiven zusammenhängt und wirtschaftshistorisch eine starke Verwaltungsfunktion mit sich bringt, ist die vorindustrielle freie Bürgerstadt in Stadtgründung und Stadtwerdung stärker von der Handelsfunktion geprägt. Ganz besonders in Hamburg, aber auch in anderen Städten wird deswegen der Kaufmannsgeist und die damit verbundene Solidität und Zurückhaltung als eine wichtige Quelle der philanthropischen Neigung beschrieben. Dieses zusätzliche Antriebsmoment der Elitenphilanthropie müsste in seiner Begründung über die enge Interessenverflechtung von Wirtschaftselite und politischer Elite hinausführen. Im Kaufmannsberuf und im Handelswesen selbst sind dann ebenfalls Grundlagen einer philanthropischen Neigung zu suchen. Die Internationalität als Schule der Relativierung eigener Ansprüche und der Bescheidenheit wurde in unseren Gesprächen als



Erklärungsansatz angeboten. Plausibel ist auch folgende Überlegung: Da der Kaufmann selber nichts produziert, kann die Qualität der Ware im Wettbewerb zu anderen Händlern nicht die Grundlage seines Geschäftserfolgs sein. Vielmehr muss er sowohl für seine Lieferanten als auch für seine Abnehmer Vertrauen aufbauen, ein relativ uneigennütziger Mittler der Interessen zu sein. Wenn er nicht seine Kalkulation und Gewinnmargen offenlegen will, kann er nur durch eine glaubwürdige Bescheidenheit, Solidität und gewisse Uneigennützigkeit im persönlichen Umgang überzeugen. Die Kaufmannsstadt hätte dadurch eine Begabung zur Philanthropenstadt.

Auch die unterschiedlichen Ausprägungen der späteren städtischen Wirtschaftshistorie sind nicht ohne Einfluss auf das mäzenatische Potenzial der Städte. Sehr früh industrialisierte Städte wie Wuppertal oder Krefeld verfügten – wie bereits oben beschrieben – über ein relativ breites unternehmerisch geprägtes Wirtschafts- und Besitzbürgertum. Die Herausforderungen und Probleme der Stadtentwicklung inklusive erster industrieller Krisen mussten zu einer Zeit bewältigt werden, in der es weder einen leistungsfähigen Sozialstaat noch damit verbundene halbstaatliche Wohlfahrtsorganisationen gab. Die spätere Industrialisierung der Großbetriebe und des Großkapitals (zum Beispiel im Ruhrgebiet) ist demgegenüber keine bürgerliche Angelegenheit. Zudem ordnet sich die politische Historie der späteren Industriestädte in die Zeit der Entfaltung des Sozialstaats und einer wachsenden ideologischen Spaltung zwischen Kapital und Arbeit ein. Der Aufbau lokal wirksamer philanthropischer Traditionslinien ist bei diesen Ausgangsbedingungen aus einem Mangel an einer ausreichend breit aufgestellten städtischen Vermögenselite und einer gestörten Anerkennungskultur (Gabe, Anerkennung, Vertrauen) heraus sehr viel unwahrscheinlicher.

Aktuelle Befunde und Entwicklungen

Unsere Analysen zeigen, dass diese wirtschaftshistorischen und politikgeschichtlichen Traditionslinien bis heute fortwirken und einen Teil der heute sichtbaren Unterschiede zwischen den Städten erklären können. Die folgenden Aspekte bieten weitere Erklärungsansätze:

- Wenn die Städte auf ein hohes philanthropisches Engagement verweisen, geht dies überwiegend auf ansässige Familienunternehmen zurück. Folglich wird ihnen im Vergleich zu primär kapitalmarktgesteuerten Unternehmen auch eine höhere Aufmerksamkeit für die städtischen Belange attestiert. Die heute sichtbare Intensität ist dabei auch ein Ergebnis der aktuellen Wirtschaftsgeschichte und der Erfolgsgeschichte jüngerer Unternehmen und damit auch der nachwachsenden relativ „jungen“ Vermögen. Die Schilderung einiger Gesprächspartner, dass neue Mäzene durch Vorhandene motiviert werden und insofern ein lokal verankertes philanthropisches Selbstverständnis übernehmen, ist in diesem Zusammenhang plausibel.
 - Städtische Spezifika werden auch im jeweiligen politischen Klima spürbar. In unterschiedlicher Intensität artikulieren sich Misstrauen oder auch Vertrauen gegenüber privatem Engagement. Dies ist sowohl in der Medienberichterstattung als auch in den persönlichen Gesprächen ablesbar, die wir geführt haben. Dass eine unkomplizierte und vertrauliche Nähe auch als Basis eines philanthropischen Engagements von der politischen Öffentlichkeit akzeptiert wird, ist nicht durchgängig zu beobachten und nicht selbstverständlich. Eine nicht von allzu starken ideologischen Positionen aufgeladene lokale Politik wird vor Ort als eine Grundlage zur Akzeptanz dieser Nähe genannt. In geisteswissenschaftlich geprägten Universitätsstädten drängt sich vereinzelt sogar der Eindruck auf, dass die Geisteselite die vermögende Wirtschaftselite aus dem Vorhof der lokalen Politik verdrängt hat. In jedem Fall scheint die dauerhafte vertrauensvolle Nähe zwischen politischer Führung und potenziellen Mäzenen ein wichtiger Faktor der Stabilisierung zu sein.
 - Elitenphilanthropie ist bei aller Eigenständigkeit der einzelnen Personen auch ein sozialer Prozess der gegenseitigen Bestätigung. Herausragende Leitfiguren der Mäzenatenszene können zum Kristallisationspunkt eines sich ausbreitenden Engagements werden. Allerdings vollzieht sich diese Ausbreitung selten im Licht der Öffentlichkeit. Vornehme Clubs sind offenbar eher geeignet, wenn sie thematisch und persönlich den Kontakt zum Öffentlichen und Politischen halten. Mäzene müssen gefragt werden, ohne dabei die Regeln der Freiwilligkeit und das Bedürfnis nach Selbstbestimmung beim Eintritt in die Sphäre der medialen Öffentlichkeit zu verletzen. Diese Regeln werden als Bestandteil der politischen Kultur nicht überall in gleicher Weise beachtet und beherrscht.
 - Das oben genannte Beispiel einer kontroversen Auseinandersetzung über die Notwendigkeit eines öffentlichen Wettbewerbs im Vorfeld der Realisierung der Universitätsanbauten hat in Hamburg angesichts einer vergleichsweise robusten Philanthropenszene kaum nachhaltigen Schaden angerichtet. In anderen vergleichbaren Fällen entsteht jedoch der Eindruck, dass die öffentliche Auseinandersetzung über „unlautere“ Motive und Interessen schnell entgleisen und über das konkrete Projekt hinaus erheblichen Schaden im Bereich des mäzenatischen Engagements anrichten kann. Städte, die Erfahrungen mit philanthropischem Engagement gesammelt haben, setzen darauf, mögliche Interessengegensätze bereits im Vorfeld anzusprechen und auszudiskutieren. Dies geschieht auch in dem Bewusstsein, dass ein nicht realisiertes Projekt weniger Schaden anrichtet als ein Vertrauensverlust in der Philanthropenszene.
- Die Wiederbelebung des Mäzenatentums der letzten Jahre ist kein historischer Zufall. Vertrauen, Anerkennung und wechselseitige Identifikation zwischen Mäzenen und der (städtischen) politischen Öffentlichkeit sind in Zeiten der ideologischen



Konfrontation schwieriger aufzubauen. Die ersten Ergebnisse unseres Forschungsprojekts zeigen, dass die erforderlichen institutionellen Arrangements für eine gelungene Zusammenarbeit eine stark persönliche Komponente haben und sowohl auf der Diskursebene als auch der Ebene der Projektrealisierung ansetzen müssen.

Quellen

Adloff, F. (2010): Selbst- und Fremdsteuerung in der Zivilgesellschaft. In: Becker, E. et al., S. 39 – 49.

Adloff, F. (2010 b): Philanthropisches Handeln. Eine historische Soziologie des Stiftens in Deutschland und den USA. Frankfurt am Main, New York.

Becker, E./Gualini, E./Runkel, C./Graf Strachwitz, R. (Hrsg.) (2010): Stadtentwicklung, Zivilgesellschaft und bürgerschaftliches Engagement. Stuttgart (Maecenata Schriften Bd. 6).

Bundesverband Deutscher Stiftungen (Hg.) (2010): StiftungsReport 2010/11. Stadt trifft Stiftung: Gemeinsam gestalten vor Ort. Berlin.

Eissenhauer, M. (1987): Die Hamburger Wohnstiftungen des 19. Jahrhunderts. Hamburg = Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Hamburg Nr. 9.

Evers, A. (2010): Aktivierung von Zivilgesellschaft in der Sozialen Stadt – ein anderer Blick und mögliche Konsequenzen. In: vhw Forum Wohnen und Stadtentwicklung, 1/2010, S. 50 – 53.

Heinemann, R. (2003): Gelebtes Bürgerengagement für Hamburgs schönste Flaniermeile. In: Engel, D. (Hg.): Der Jungfernstieg. Gestern – heute – morgen. Hamburg, S. 65 – 78.

Kocka, J./Frey, M. (Hg.) (1998): Bürgerkultur und Mäzenatentum im 19. Jahrhundert. Berlin.

Precht, R. D. (2010): Die Kunst kein Egoist zu sein: Warum wir gerne gut sein wollen und was uns davon abhält. Leipzig.

Falk, A. (2001): Homo Oeconomicus Versus Homo Reciprocans: Ansätze für ein Neues Wirtschaftspolitisches Leitbild? In: Institute for Empirical Research in Economics, University Zürich, Working Paper Nr. 79.

Jacobi, R. (2009): Die Goodwill-Gesellschaft. Die unsichtbare Welt der Stifter, Spender und Mäzene. Hamburg.

Klein, S. (2010): Der Sinne des Gebens. Warum Selbstlosigkeit in der Evolution siegt und wir mit Egoismus nicht weiterkommen. Frankfurt am Main.

Loose, H.-D. (2003): Vom „tröste der seele“ zum „gemeinen Besten“. Zur Geschichte des Stiftungswesens in Hamburg. In: Initiativkreis Hamburger Stiftungen und Freie und Hansestadt Hamburg – Senatskanzlei (Hg.): Bürger und Gesellschaft. Stiftungen in Hamburg. Hamburg, S. 36 – 81.

Lucks, C. (2003): Stadt der Stiftungen – Stiftungswesen und Stiftungsrecht in der Freien und Hansestadt Hamburg. In: Initiativkreis Hamburger Stiftungen und Freie und Hansestadt Hamburg – Senatskanzlei (Hg.): Bürger und Gesellschaft. Stiftungen in Hamburg. Hamburg, S. 12 – 19.

Metzinger, T. (2010). Der Ego-Tunnel. Eine neue Philosophie des Selbst. Von der Hirnforschung zur Bewusstseinsethik. Berlin.

Rauterberg, H. (2003): Waschbeton mit Goldrand. In DIE ZEIT Nr. 22 vom 22.5.2003.

Timmer, K. (2006): Stiften in Deutschland. Die Ergebnisse der Stifter-Studie. Gütersloh.

Bernhard Fallner, Prof. Dr. Claus-Christian Wiegandt

Arbeitsgruppe Stadt- und Regionalforschung, Geographisches Institut der Universität Bonn

Natur- und Artenschutz in der Bauleitplanung Ermittlungsanforderungen und praktische Umsetzung

Montag, 14. März 2011 in Berlin

Der Natur- und Artenschutz ist weiterhin von erheblicher Bedeutung für die Bauleitplanung, auch wenn sich die bauliche Entwicklung zunehmend auf die Innenentwicklung konzentriert. Zum einen werden weiterhin noch Bereiche überplant, die unter Aspekten des Natur- und Artenschutzes sensibel sind. Zum anderen können selbst im bereits besiedelten Bereich beachtliche Konflikte auftreten, die auch bei der Aufstellung von Bebauungsplänen der Innenentwicklung nach § 13a BauGB nicht vernachlässigt werden dürfen. Hinzu kommt, dass zunehmend Angriffe gegen Planvorhaben auf Beeinträchtigungen insbesondere der artenschutzrechtlichen Belange gestützt werden, die zu einer sachgerechten Auseinandersetzung mit den einschlägigen Aspekten zwingen. Dies ist nicht immer einfach zu bewältigen, weil sich die entsprechenden normativen Vorgaben auch unter Berücksichtigung der am 1. März 2010 in Kraft getretenen Novellierung durch das BNatSchG 2009 dem Rechtsanwender häufig nur schwer erschließen.

Ihre Referent:

Ulrich Kuschnerus

Richter am Oberverwaltungsgericht a. D.; bis August 2009 stellvertretender Vorsitzender in dem u. a. für das Bauplanungs- und Bauordnungsrecht zuständigen 7. Senat am Oberverwaltungsgericht für das Land Nordrhein-Westfalen, Münster

Veranstaltungsort:

NH Hotel Berlin-Friedrichstraße

Friedrichstraße 96

10117 Berlin

Telefon: 030/2062660

Beginn: 10:00 Uhr

Ende: 16:30 Uhr

Tagungsgebühren:

270,00 Euro für Mitglieder des vhw

325,00 Euro für Nichtmitglieder

100,00 Euro für Studenten (bis 27 Jahre mit Nachweis)

Weitere Informationen:

Telefon 030/390473-420 oder www.vhw.de